

Fester Rhythmus für Bursfelder Abende

Bei seiner letzten Zusammenkunft beschloß der MAK für Junge-  
Erwachsenen-Arbeit in Bursfelde, in Zukunft die Bursfelder  
Abende

jeweils am 15. jeden Monats, 18.00 bis 21.00 Uhr

durchzuführen. Viele Gründe sprachen für diese neue Regelung:

- der Aufwand, immer neu einzuladen, entfällt
- der 15. fällt immer auf einen anderen Wochentag; so kann jeder  
mal teilnehmen, selbst stark eingespannte Leute dürften irgend-  
wann mal frei sein.
- der monatliche Rhythmus ist nur so durchzuhalten
- vor allem: Anischs brauchen selbst einen Ort, wo  
sie Gemeinde lebendig erleben. Deswegen sollen  
Elemente wie Bibelbetrachtung, gemeinsames  
Gebet, Anteilgeben und -nehmen an Problemen, Sorgen und  
Freuden, Mittragen von "Bursfelde" eine größere Rolle als  
bisher spielen.

In der ersten Zeit wollen wir Benedikts Regel schwerpunkt-  
mäßig betrachten.

Die Abende beginnen nach wie vor mit dem Abendgebet in der  
Kirche. Ebenso bleibt es dabei, daß anschließend ein gemein-  
sames Abendbrot stattfindet, zu dem jeder etwas mitbringt.

Am 15. September haben wir mit diesem neuen Rhythmus  
bereits begonnen.

Tagungen 1981/82 der Junge-Erwachsenen-Arbeit in Bursfelde

Das erste Seminar unseres neuen Tagungsjahres liegt bereits  
hinter uns. Es fand am 18.-20.9. statt zu dem Thema "Gesetz  
und Evangelium - was bedeuten sie für die Jugendarbeit?"  
Referent war Prof. Bizer, Göttingen. Die 13 Teilnehmer werden  
gewiß in ihren Gemeinden begeistert berichten.

Weiter sind geplant:

22./23.11.81 Einstimmen auf Weihnachten - bewußtes Gestalten  
'der Adventszeit in der Familie  
Barbara Scheuermann, Anke Schorf

39.-51.01.82 Zugänge zur Bibel  
Heinz Strothmann

05.-07.03.82 Jesus- wer ist das? "  
Prof. Pöhlmann, Osnabrück

23.-25.4.82 Einkehrtage  
Ulrich Nölle

04.-06.06.82 noch offen!  
entweder zu einer ökologischen Thematik  
oder zu einem Thema der Mission

Der Prospekt erscheint im Oktober.

# **AMELITHER RUNDBRIEF**



---

**Mission • Laienarbeit • Jugendarbeit**

---

**hrsg. vom Freundeskreis AMELITH e.V.**

---

Göttingen, den 18. 9. 1981

Liebe Leser!

Da augenblicklich in weiten Kreisen unserer Leserschaft noch Sommerpause herrscht und wenige zum Schreiben kommen, ist dieser Rundbrief vom Umfang her dünner ausgefallen als die letzten beiden Vorgänger. Wir freuen uns deshalb schon darauf, bis zur Jahreswende (Redaktionsschluß 15. Januar 1982) einen ganzen Stoß von Berichten und Beiträgen zu erhalten, die jetzt noch nicht fertig sind. Die Beiträge in dieser Ausgabe wollen wir kurz vorstellen.

Von Gudrun und Friedel Fischer liegt uns ein Brief vom Mai vor. Mittlerweile sind sie nach Ariquemes ungezogen und richten dort ihr Haus. Die Tablettenaktion konnte vorläufig abgeschlossen werden, da sich das Institut für ärztliche Mission in Tübingen angeboten hat, die Lieferung der Medikamente zu übernehmen. Es werden aber noch Kosten für die Einrichtung der Gesundheitsposten entstehen, wobei Hilfe dringend nötig ist.

Wir haben uns vorgestellt, daß wir in den nächsten Wochen und Monaten für ein Weihnachtsgeschenk an die Gemeinde in Ariquemes sammeln. Zwar steht der Rohbau des Pfarrhauses aus Balken und Brettern, aber ein Dach über dem Kopf allein reicht nicht, zumal bei den vielfältigen Nöten und Schwierigkeiten einer Gemeinde, die sich dort langsam im Urwald sammelt. In einigen Gemeinden hat sich ja schon in den letzten Jahren die gute Sitte eingebürgert, die Kollekte des Mitternachtsgottesdienstes am Heilig Abend für Brasilien zu bestimmen. Unser Spendenkonto:

Commerzbank Northeim 4364006 Freundeskreis Amelith

Stichwort "Ariquemes" oder "Brasilien"

Mancher wird sich wundern, als zweiten Beitrag eine Abitursrede in diesem Heft zu finden. Anstatt wie so oft über die heutige Jugend zu sprechen, wollten wir einmal einen Vertreter (Jahrgang 1962) selbst zu Wort kommen lassen. Dabei geht es zum einen um die Frage, wie sich die Jugend selbst versteht, zum anderen werden die Älteren unter uns angefragt, ob bei ihnen nicht die gleichen Ängste nur in anderer Form auftreten. Stellen Sie sich vor, Sie sollten als Gleichaltrige/Eltern/Großeltern auf diese Rede antworten, was würden Sie sagen? Wir möchten gern im nächsten Heft einige Beiträge dazu abdrucken.

Am 30. August fand in Bursfelde ein Hauskreissonntag statt. Als Referent sprach Pastor Markert aus Hildesheim, früher Missionar in Tansania, zum Thema: Geistlicher Gemeindeaufbau. Er wies darauf hin, daß den Hauskreisen eine wichtige Aufgabe in der Gemeinde zukommt. Wir haben leider keine Mitschrift seines Referates bekommen, veröffentlichten dafür aber Auszüge aus einem Aufsatz von Pastor Markert mit dem Titel "Mit Paulus in die Metropolen - Kirche und Mission im Einzugsbereich der Stadt" (Evang. Mission, Jahrbuch 1980), in dem es um ähnliche Fragen geht (Jedenfalls äußerten einige Teilnehmer beim Lesen des Aufsatzes ganz spontan: Genau das war es!)

Mit herzlichen Grüßen

Bernd Schiepel, Fritz Hasselhorn, Uwe Klose

Anschrift: F. Hasselhorn, Humboldtallee 24, 3400 Göttingen

Gudrun und Friedel Fischer

27. 5. 81

Liebe Freunde und Verwandte!

"Singet dem Herrn ein neues Lied,  
seinen Ruhm an den Enden der Erde!"

Jas. 42,10

Ein schöneres Losungswort für unsere Ankunft in Brasilien hätten wir uns weder ausdenken noch aussuchen können! Wir haben diese Losung am 5. Mai, dem Tag unserer Ankunft in Brasilien, als persönliches Wort Gottes und als seinen Auftrag für uns empfunden. Nun sind wir dabei, dieses "neue Lied" einzuüben und zu singen. Und wir sehen, welche Herausforderung in diesen Worten liegt. Ein Lied anzustimmen in einer Welt, die gebannt auf die Grenzen des Wachstums und die zunehmende Brutalität der Menschen starrt, ist das nicht sehr naiv? Viele Menschen haben keine Lieder mehr und andere singen nur noch Lieder des Protestes, der Klage und der Verzweiflung. Das "neue Lied" soll aber ein Loblied sein, es soll den Ruhm Gottes besingen, bis an die "Enden der Erde"! Unser Glaube und unser ganzes Leben ist von Gott als Lobgesang gedacht. "Das ist ein zu hoher, das ist ein unerträglicher Anspruch!" möchte man sagen. Aber es geht beim "Singen" vor allem um dieses Geheimnis, daß man aus sich selbst herausgeht, aus der Enge seiner eigenen Möglichkeiten und sich einläßt auf eine andere, höhere Wirklichkeit. Mit diesem "Singen" sind nicht nur die Worte und Melodien unserer Lieder gemeint. Dieses Singen ist eine Lebensbewegung, in der wir uns im Glauben an Gott hängen, seine Liebe in Christus, in den Menschen und Ereignissen unsres Lebens suchen und dieser Liebe in uns immer mehr Raum gewähren. Daß das "neue Lied" an allen Enden der Erde gesungen wird, ist Gottes Wunsch und Wille und das Ziel der Mission, die er uns Christen aufgetragen hat.

Als wir am 1. August 1979 aus Brasilien zurückkamen, hatten wir nicht gedacht, daß etwa zwei Jahre vergehen würden bis zur Ausreise. Diese zwei Jahre waren ohne Frage eine Wartezeit mit viel Ungewißheit und Ungeduld; aber es war keine leere Zeit. Wir sind sehr dankbar für die freundliche Aufnahme in vielen Häusern, Gruppen und Gemeinden und die damit verbundenen Begegnungen und Gespräche; für das Verständnis und Mittragen unseres "unsteten Lebens" in unseren Familien; für die Geburt unseres Sohnes Marcus am 12.12. 1980 und für die neunmonatigen Erfahrungen im kommunikativen Leben in der Community der Koinonia in Hermannsburg, Trift 11. Einzelheiten würden Seiten füllen, wollte man sie ausführlich schildern. Ganz besonders wichtig war uns aber im letzten halben Jahr das Portugiesischstudium mit Pastor Wilhelm Bösemann, dem Lateinamerikareferenten des Missionswerkes. Es war kein stures Pauken, wie man das so oft beim Fremdsprachenlernen kennt; sondern ein Liebmachen der Sprache und Interessewecken für Land und Leute (bes. die Kirche).

Nun hat Brasilien uns wieder - und, wer einmal hier war, der weiß, wie man beschlagnahmt wird durch das Klima, den Trubel des Großstadtlebens (die Masse der Menschen und die Intensität der Begegnungen) und durch die Probleme dieses großen Landes. Es war sehr schön und hilfreich, von Freunden und Brüdern empfangen zu werden (von Pastor

Roberto und seiner Gemeinde in Alvorada, in der Kirchenleitung in Porte Alegre, von Fam. Wehrmann in Sao Leopoldo und Fam. Schick aus Joinville).

Gegen alle Befürchtungen hat Marcus alle Reisen und stürmisch-liebevollen Begrüßungen gut überstanden, er "fremdelt" kein bißchen mehr und freut sich über alle Abwechslung.

Für drei Monate wohnen wir nun unter ca. 200 Familien in diesem "Wohnsilo" in Curitiba und bereiten uns weiter auf die Arbeit in Ariquemes (Rondonia) vor, das ca. 3.200 km von hier entfernt liegt. Dort werden wir dann erst "unser Haus" (ein Pfarrhaus) bauen müssen (so sagte man uns), aber das wird ein ganz neues Kapitel. - Es geht uns gut in Curitiba!

Mit diesem Brief möchten wir die Absicht und den Wunsch ausdrücken, begonnene Gespräche nun schriftlich fortzusetzen in der Gewißheit, daß die dafür aufgewandte Mühe nicht umsonst ist!

In Christus verbunden grüßen! Euer Friedel und Eure Gudrun

ABITURSREDE 1 9 8 1

(MORAL, ANGST und ZUKUNFT)

Sehr geehrte Versammlung!

Albert Camus sagte 1957 anlässlich der Entgegennahme des Nobelpreises:

"Jede Generation sieht zweifellos ihre Aufgabe darin, die Welt neu zu erbauen. Meine Generation jedoch weiß, daß sie sie nicht neu erbauen wird. Aber vielleicht fällt ihr eine noch größere Aufgabe zu. Sie besteht darin, den Zerfall der Welt zu verhindern. Als Erbin einer morschen Geschichte, in der verkommene Revolutionen, tollgewordene Technik, tote Götter und ausgelaugte Ideologien sich vermengen, in der Mächte ohne Größe heute wohl alles zu zerstören, aber niemand mehr zu überzeugen vermögen, ... sah diese Generation sich vor die Aufgabe gestellt ..., ein wenig von dem, was die Würde des Lebens und Sterbens ausmacht, wiederherzustellen."

Liebe Zuhörer: dieser Moment der Gegenwart ist, wie jeder andere Moment der Gegenwart, bestimmt durch zwei Faktoren: die Vergangenheit und die Zukunft.

Über die Vergangenheit zu reden, könnte - gerade bei Schülern, die diese einzigartige Möglichkeit zu reden ausnutzen wollen - Stoff für achtzig und mehr Reden abgeben. Manche der hier Versammelten erwarten vielleicht sogar gerade dies von einer Abiturientenrede - nämlich, daß sie stellvertretend für alle Schüler von der "Gemeinsamen Vergangenheit" berichten solle, ja, am besten in Erinnerungen schwelgen solle.

Was mich betrifft, so fühle ich mich außerstande, solchen oder ähnlichen Erwartungen gerecht zu werden. Vielleicht teile ich einige Meinungen und Ansichten mit einzelnen Mitschülern, aber ich kann nicht stellvertretend für alle hier reden, ich kann höchstens anstatt der anderen reden und muß dazu sagen, daß manche sicherlich etwas ganz anderes hier sagen möchten bzw. hören möchten.

Folgendes will ich allerdings noch über die Vergangenheit sagen: nach Erreichen des Abiturs - das Wort 'Abitur' stammt von dem lateinischen Verb 'abire', 3. Person Singular Präsens Indikativ Passiv, und bedeutet 'er/sie/es wird abgegangen' - nachdem wir also nun auf diese Weise "abgegangen werden", sind wohl alle meiner Jahrgangskameraden - mehr oder weniger - erleichtert, die Schulzeit vorerst hinter sich gebracht zu haben. Das bedeutet aber nicht, daß wir im allgemeinen nun zufrieden geworden wären mit der von uns durchlaufenen Institution Schule. Jeder von uns Schülern - und ich bitte das Lehrerkollegium um Verständnis für meine Einseitigkeit - hat in dieser Institution eine Reihe einschränkender Erfahrungen gemacht, jeder von uns beurteilt auf seine eigene Weise die Lehrer, von denen wir so lange amtlich beurteilt wurden.

So viel zur Vergangenheit. Mich persönlich interessiert viel mehr der Versuch, von dem zweiten Faktor, der diesen Moment der Gegenwart beeinflusst, nämlich der Zukunft zu reden.

Zunächst einmal von der persönlichen Zukunft derer, denen nun das Abiturzeugnis ausgehändigt wird. So verschieden auch die Vorstellungen der Einzelnen sind, wie sie ihre Zukunft gestalten wollen, eines gilt für die Zukunft von uns allen, nämlich das "leicht wird es nicht sein".

Leicht wird es nicht sein, einen Beruf, an dem wir Gefallen finden, zu lernen - das sieht man schon daran, daß bei einigen meiner Mitschüler ihre sehr konkreten Berufswünsche, die sie vor einem halben Jahr geäußert hatten, zumindest für etliche Monate oder gar Jahre zurückgestellt wurden oder ganz aufgegeben wurden.

Leicht wird es nicht sein, einen Partner zu finden, mit dem man auskommen und leben kann.

Leicht wird es nicht sein zu studieren - das Studium an unseren Hochschulen bietet nur noch die Möglichkeit, fachliche Qualifikationen zu erreichen, also sich zum Fachidioten ausbilden zu lassen - ein Grund für einige der diesjährigen Abiturienten, auf ein solches Studium gänzlich zu verzichten.

Vielleicht schütteln einige von Ihnen, verehrte Anwesende, jetzt den Kopf, weil meine Schwarzmalerei an einem solchen Tag unmoralisch erscheint. Aber: man kann vieles uns Jugendlichen vorwerfen, was wir alles seien und was wir alles nicht seien, eines will ich doch sagen, was meiner Meinung nach für alle Jugendlichen so um die 18.19.20 zutrifft, nämlich daß sie eine durch und durch moralische Jugend ist.

Sicherlich, das Wort 'Moral' ist uns fremd bzw. wird von uns abgelehnt - es gehört zu unserem "jugendlichen Selbstverwirklichungsdrang", solche überlieferten Begriffe abzulehnen, aber das, was mit diesem Begriff umschrieben wird, ist Allgemeingut für uns alle, die wir hier das Abitur gemacht haben (meiner Meinung nach). Oder können Sie sich eine moralischere Frage vorstellen als die, die die Tötung von Menschen betrifft - sei es im Kriegsfall, sei es in irgendeinem Katastrophenfall? Und zeigt nicht das ständige Verlangen der Jugendlichen nach Solidarität untereinander die ganze Moralität? Sind nicht jene "unbegründeten" Emotionen, mit denen wir unsere Ablehnung bestimmter Personen und Strukturen häufig zu begründen suchen, nicht moralisch bedingt? Muß uns nicht unsere Umwelt als unmoralisch erscheinen, weil sie wirtschaftlichen und politischen Zwängen und Richtlinien folgt anstatt uns einfach so zu begegnen, von Mensch zu Mensch?

Vielleicht - das ist meine These - ist diese Jugend so geworden, weil sie es sich leisten kann, so unbewußt moralisch zu sein, weil nur einzelne sich wirklich um ihrer Existenz willen haben anstrengen müssen.

Aber wie immer unsere persönliche Zukunft sich gestaltet, sie wird immer wieder zeigen, daß diese - häufig sehr naive - Moral für uns und unsere Entscheidungen wichtig ist. Daneben gibt es noch eine andere Seite der Zukunft, nämlich die, die die ganze Gesellschaft betrifft. Und auch da muß ich sagen: es ist keine leichte Zukunft. Viele anstehende Fragen müssen noch geklärt werden: die Zukunft dieses Landes, in dem Pazifisten von Politikern als Phantasten abgetan oder ihr politischer Wille als staatsgefährdend bezeichnet wird; die Zukunft einer energiebedürftigen Gesellschaft, die sich immer weiter in die Abhängigkeit komplizierter Computer-(Stundenplan!) und anderer Technologie begibt, zum Beispiel Kernkraft; die politische Zukunft dieses Staates,

vor allem angesichts eines feststellbaren Desinteresses an den politischen Verhältnissen dieses Landes bei mir und den Abiturienten dieses Jahres und der vorangegangenen und nachfolgenden Jahrgänge (Wie sehr das vor zehn Jahren noch anders war, merke ich zum Teil an meinen älteren Geschwistern).

Und zu allen diesen Fragen der Zukunft nehmen Jugendliche Stellung aus ihrem vagen, unbestimmten Gefühl für das Moralische heraus. Ich persönlich sehe darin trotz aller Risiken eine Chance für eine gute Zukunft - trotz aller Zukunftsängste der Jugendlichen, die sich in konzentriertester Form in den Krawallen der verschiedenen Demonstrationen widerspiegelt. Eigentlich sind das aber nur andere Formen für dieselben Zukunftsängste, die es bei erwachsenen und älteren Menschen gibt, die aber solche Ängste so verarbeiten, wie es in der Gesellschaft akzeptiert ist - Wohlstandsalkoholismus, Besitzen wollen, finanzielle Sicherheit, Technik.

Ich will nun aber mit der Zukunft meine Rede beenden und habe dazu zwei Gedichte ausgewählt. Das erste ist von Klaus Konjetzky, der Verfasser des zweiten ist mir unbekannt:

### Es ist Zeit

Es ist Zeit,  
Namen zu nennen  
und Fragen zu stellen.  
Wer bist du?  
Wo bist du gewesen?  
Wie heißt das Recht  
und wie das Gesetz,  
in dessen Namen du sprichst?

Es ist Zeit,  
unsere Vergangenheit  
als Stück der Zukunft zu begreifen.

Zeit auch, die Selbstbezeichnungen zu beenden  
und die Verdächtigung des Bruders.

Es ist Zeit,  
von Helden zu berichten,  
"unter deren Schritten  
die Erde erbebt", vor  
deren Wort  
die Mächtigen zittern  
und sonst niemand!

Die uns getreten haben,  
werden in Schweiß  
ausbrechen, wenn Mut die  
Trauer dämmt und Liebe  
unsere Einsamkeit, wenn Wut  
und Witz uns stark und  
listig und zu Genossen  
macht.

(Klaus Konjetzky)

### Schuldschein

Ich kann meine Träume  
nicht fristlos entlassen.  
Ich schulde ihnen noch  
mein Leben.

(Jost Hermann Hasselhorn)

## KIRCHE IN DER STADT

Pastor Siegfried Markert

Als Tansania vor 18 Jahren seine Unabhängigkeit erhielt, gab es in diesem großen Land nur eine Stadt, die zählte: Dar es Salaam. Die Hälfte der 54 000 Einwohner waren damals Inder, Araber und Europäer, die andere Hälfte deren afrikanische Haus und Stiefelputzer. Als wir 1971 nach Dar es Salaam kamen, sprach man bereits von 280 000 Einwohnern, unter ihnen jetzt mehr als 90 Prozent Afrikaner. Die Volkszählung im August 1978 verzeichnet die phantastische Zahl von 870 000 Einwohnern, ein atemberaubendes Wachstum, das in zahlreichen anderen Städten des Landes gleich groß oder gar noch größer sein soll. Lebte 1961 so gut wie keiner der damals rund 10 000 000 Tanzanianer in der Stadt, so sind es heute von den etwa 17 000 000 immerhin schon 10 Prozent - und morgen?

Mit der unmittelbaren Erfahrung eines solch rasanten Urbanisierungsprozesses kamen wir 1975 zum Heimaturlaub nach Deutschland. Ich wurde damals geschockt von der Erkenntnis, daß es Dörfer in Deutschland schon gar nicht mehr gibt. Alle Deutschen leben städtisch, leben wie in der Stadt.

Einen erheblichen Anteil an diesem Schock hatte die enorme Hilflosigkeit und Verlegenheit, mit der wir Theologen städtischer Lebensweise zu begegnen pflegen. Und dies wiederum hat seinen wesentlichen Grund in dem fatalen Versagen unserer Kirche im Einzugsbereich der Stadt. Kirchliches Leben hat, jedenfalls in der evangelisch-lutherischen Kirche, bisher nur auf dem Land pulsiert, niemals in der Stadt. Landflucht hat für uns noch immer auch gleich Kirchenflucht bedeutet. Und das ist in Afrika nicht anders!

Als sich 1977 die lutherischen Kirchen zu ihrer sechsten Vollversammlung in Dar es Salaam trafen, reisten die Delegierten anschließend tief beeindruckt vom Leben der tanzanianischen Kirche in ihre Heimatländer zurück. Die Schatten hatten sie nicht sehen können oder sollen. Angesichts so schöner Gottesdienste ist es ja kaum vorstellbar, daß in Dar es Salaam unsere Kirche definitiv 70 bis 80 Prozent ihrer Glieder bereits verloren hat. Bei den Wahaya, dem Volk des berühmten Bischofs Kibira, mögen es grob geschätzt sogar 90 Prozent sein. Alle unsere führenden Kirchenleute Tanzanias weigern sich denn auch standhaft, dieses Faktum überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Wenn die Verstädterung in dem eingeschlagenen Tempo weitergeht, stehen ihnen in naher Zukunft böse Überraschungen ins Haus. Wie werden sie reagieren? Ich nehme an, so hilflos und gelähmt wie wir!

I. " Bei der Grundsteinlegung zu Bau der modernen Industriestadt war die Kirche nicht da."

In Südafrika ist diese Lähmung längst offenkundig - was hier natürlich zusätzlich noch politische Gründe hat. Doch kommen wir nicht an der Tatsache vorbei, daß in diesem Lande das Wachstum der lutherischen Kirche noch nicht einmal mit dem allgemeinen Bevölkerungswachstum Schritt hält, d.h. wir verlieren hier mehr Christen als wir gewinnen - und das in dem christlichen Südafrika! Der Urbanisierungsprozeß, von den besonders brutalen Begleiterscheinungen einer rassistischen Gesetzgebung forciert, hat in Südafrika unsere Kirche einfach überrollt.

Die lutherischen Kirchen haben in der Vergangenheit nur auf dem Lande missioniert, teils sehr erfolgreich. Heute aber sind sie dabei, die Früchte ihrer Missionsarbeit an die Stadt zu verlieren. Solange die Gewinne auf dem Land immer noch beträchtlich größer sind als die Verluste in der Stadt, läßt sich diese Problematik leicht ignorieren. Was passiert aber mit der evangelisch-lutherischen Kirche und ihrer Mission, wenn es auf der Welt eine Land- und Dorfbewölkerung gar nicht mehr gibt? Sie verlieren die Basis und den Nachschub!

Eine Welt ohne Dörfer! Es scheint Aberwitz, einen solchen Gedanken überhaupt ins Auge zu fassen. Viele sind deshalb auch nicht bereit, mir so weit zu folgen. Das ist auch gar nicht nötig. Ob nun 80 Prozent oder 100 Prozent der Weltbevölkerung in den Sog städtischer Lebensweise hineingezogen werden, spielt für die Dringlichkeit, mit der sich die Kirche der Stadt anzunehmen hat, nur eine untergeordnete Rolle. Sie hat ohnehin mehr als einen Zug verpaßt. Und noch immer zögern wir, uns auf das Abenteuer der Mission in und für die Stadt einzulassen.

"Bei der Grundsteinlegung zum Bau der modernen Industriestadt war die Kirche nicht da" schreibt Hoekendijk schon 1964 und fügt ein Bonmot des britischen Staatsmannes Disraeli hinzu, der einem besorgten Bischof die präzise Antwort gab: "Mylord, die Kirche hat nichts zu verlieren. Sie hat die Stadt niemals besessen." Diese Ansicht entspricht ganz prinzipiell städtischen Gegebenheiten: Wir haben nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Damit ist die Stadt als Missionsfeld qualifiziert. Kirchliche Arbeit in der Stadt kann angemessen nur immer auch als Missionsarbeit getan werden. Es wäre schon viel gewonnen, wenn wir uns dieser Einsicht öffneten. Sie fällt uns schwer, sehr schwer.

Viel lieber legen wir einen Stadtplan vor uns auf den Tisch, zeichnen die kirchlichen Zentren ein, ordnen diesen Zentren verschiedene Gemeindebezirke zu und erhalten so das städtische Koordinatensystem einer Volkskirche, die alles abdeckt und alle erreicht. Was soll Mission? Diese Volkskirche darf nur nicht den Fehler machen, ihre Generalstabkarte mit in den Gottesdienst zu nehmen und nachzurechnen, wer denn vom Volk zur Kirche kommt. Obgleich die einschlägige Statistik in jedem beliebigen Sakristeibuch geführt wird ... wir können ihr kaum standhalten, so deprimierend fällt sie aus - als volkshirchliche Statistik. Natürlich kann einer relativ stolz sein, wenn er 4 Prozent Gottesdienstbesuch zu verzeichnen hat statt 2 Prozent oder gar nur 1 Prozent • und weniger wie sein Nachbar. Aber was sind das unter so vielen?

II. Unsere Stadtgottesdienste besitzen kaum Attraktivität

Kann schon die Zahl der Kirchgänger das Traumbild einer städtischen Volkskirche in lauter Grautöne verschwimmen lassen, das Alters- und Sozialgefälle dunkelt es nochmals kräftig nach. Da bleibt vom Volk nicht viel übrig. Doch das alles sind nur Äußerlichkeiten, die wir guten Gewissens hintenanstellen könnten,

würden die Gottesdienste unserer Stadtkirchen Wärme, Geborgenheit, menschliche und göttliche Nähe erleben lassen. Sie tun es in aller Regel nicht. Obgleich wir ungläublich viel Mühe an die Ausgestaltung der gottesdienstlichen Feiern und die Ausarbeitung der Predigten verschwenden, besitzen die Gottesdienste kaum Attraktivität. Selbst wenn sie gelingen und die Besucher zu einem Ausruf unerwarteten Staunens hingerissen werden - das war aber schön -, klingt dies in der Regel eher wie ein gequältes Aufatmen.

Da die Gottesdienste aber im Zentrum unseres kirchlichen Lebens und Handelns stehen, sind sie an jedem Sonntag neu ein Test für die ganze Kirche. Das Testergebnis lautet seit Jahrzehnten unverändert: unsere Kirche kommt nicht an! Das ist bekannt. Alle Versuche, mit Gottesdienstformen die äußerst fatale Situation zum Besseren zu wenden, müssen grundsätzlich als gescheitert angesehen werden (auch wenn sie nicht ganz fruchtlos waren). Daß der Abwärtstrend seit etwa zwei Jahren zum Stehen gekommen zu sein scheint, ist erfreulich, kann aber noch kaum als ein Anzeichen für eine Genesung vermerkt werden. Die Misere bleibt. Nun ist es möglich, die Gründe für den gottesdienstlichen Notstand außerhalb der Kirche zu suchen. Dann heißt es etwa: der "moderne Mensch" kann nicht mehr glauben, hat kein Interesse mehr für Religion und Kirche, ist säkularisiert. Dem widerspricht aber (von anthropologischen Erkenntnissen ganz abgesehen), daß Sekten, Ideologien, Schwärmereien, sogenannte Jugendreligionen, aber auch ein bis ins Kriminelle gehendes Suchtwesen eher hoch in Blüte stehen.

Suchten wir die Gründe aber innerhalb der Kirche, stoßen wir auf große Tatlosigkeit, gerade weil wir uns mit erheblichem Einsatz und Aufwand um Gottesdienstreformen bemüht haben. Was blockiert uns? Was versperrt uns den Weg ins Freie?

Meine These lautet:

Unsere Gottesdienste können nicht bieten, was sie versprechen und was die Menschen von ihnen erwarten: Gemeinschaft, Gemeinschaft mit Gott und Gemeinschaft untereinander. Unsere Gottesdienste setzen immer schon solche Gemeinschaft voraus, stiften sie aber nicht. Solange Dorf- und Familiengemeinschaft intakt war, konnte sie im Gottesdienst der Kirche ihre öffentliche Darstellung, religiöse Weihe und geistliche Verankerung finden. Wo diese Gemeinschaft aber zerbricht, wie in der Stadt, ist unser Gottesdienst plötzlich funktionslos und also auch bedeutungslos geworden. Der Hinweis, daß der Gottesdienst eine Feier sei, die - funktionslos - ihren Sinn in sich selbst trage, stimmt zwar bedingt, hilft aber nicht weiter, da wir eben nur in Gemeinschaft feiern können. Jeder Gottesdienst ist nach evangelischem Verständnis ein Gottesdienst der christlichen Gemeinde. Er ist so gut wie die Gemeinde, d.h. wie die Gemeinschaft in der Gemeinde. Sollen unsere Gottesdienste wieder lebendig werden - und wer erhoffte das nicht! -, dann muß das ist die unabdingbare Voraussetzung - die Gemeinschaft der Gemeinde enger, tragfähiger, geistlicher werden, und zwar zuerst und vor allem auch außerhalb des Gottesdienstes.

### III. Das Stichwort der Gemeinschaft benennt das Defizit städtischer Lebensweise

Solche Überlegungen und Beobachtungen provozieren nun aber sofort wieder eine ganze Serie neuer Fragen. Wenn es stimmt, daß ein mitreißendes, beglückendes gottesdienstliches Leben an die Bedingung geistlicher Gemeinschaft auch außerhalb des Gottesdienstes geknüpft ist, warum kann unsere Kirche dann solche Gemeinschaft nur so beklagenswert selten anregen? Warum gibt es solche Gemeinschaft in den Häusern von neun unter zehn Gemeinden so gut wie gar nicht? Schlimmer noch: Warum beäugen wir solche Gemeinschaft, wo sie sich ohne kirchenoffizielles Zutun, also trotzdem, bildet, so mißtrauisch? Warum sind wir eher geneigt, solche Gemeinschaft zu ersticken als zu fördern? Am schlimmsten: Warum empfinden wir bereits solche Fragen als eine aufdringliche Provokation? Böser Wille kann es nicht sein. Wir leiden doch alle unter der generellen Dürftigkeit unseres Gemeindelebens, suchen nach neuen Wegen und neuen Antworten! Aber was dann?

Die Struktur unserer Kirche erlaubt keine solche Gemeinschaft bzw. sucht sie an feste Plätze und autorisierte Personen zu binden. Das aber erlaubt wiederum die Stadt nicht. Der Konflikt ist da. Schaden leiden beide, aber die Kirche zieht den Kürzeren! Hoekendijks Fazit: "Fest steht ... schon lange, daß die Menschen der Stadt 'Nomaden' sind, mindestens seit einhundert Jahren. Und wir suchen noch immer, diesen mobilen Menschen von unseren konsolidierten Immobilien aus zu dienen! Statt zehn Zelte zu bauen, errichten wir einen Tempel und grenzen seinen Heiligen Bezirk auch noch sorgfältig aus (Parochie!). Die Mission in der Stadt verträgt diese Unbeweglichkeit nicht" Mir kommt dabei die Verheißung in den Sinn, daß Gott in der Stadt Jerusalem sein Zelt aufrichten wird, um bei den Menschen zu wohnen - und daß es dann einen Tempel gar nicht mehr gibt (Offb. 21,3ff.)!

"Ich konstatiere kein Christentum ohne Gemeinschaft." Dieser Satz stammt von Zinzendorf. Positiv könnte er eine treffende Missionsparole für die Stadt abgeben. Denn das Stichwort der Gemeinschaft bestimmt das Defizit städtischer Lebensweise schlechthin. Die der Stadt Ausgelieferten suchen Gemeinschaft, soviel steht fest, auch wenn nur die wenigsten von ihnen gemeinschaftsbereit und gemeinschaftsfähig sind. Wenn wir die glaubenslosen, glaubensunfähigen, un-, klein- und abergläubischen Menschen der Stadt missionieren wollen (das Wort sei erlaubt), müssen wir ihnen eine Gemeinschaft bieten, die gerade auch außerhalb des Gottesdienstes praktiziert wird, hilfreich und lebendig ist. An diese Bedingung ist jede künftige Mission gebunden - und wenn wir dabei über den Schatten unserer Volkskirche springen müßten.

In der Schaffung und Gewährleistung von Gemeinschaft liegt unsere Zukunftsaufgabe. Man kann ohne weiteres so weit gehen und sagen, daß nicht nur die Zukunft unserer Kirche, sondern die Zukunft unserer Gesellschaft davon abhängt, ob wir diese Aufgabe anzupacken bereit und zu lösen fähig sind. Bereits seit Philipp Jakob Spener steht diese Aufgabenstellung auf der Tagesordnung der Kirche. Nur ist dieses Thema bis heute eher abgewürgt als ernsthaft diskutiert, es ist den Außenseitern, den Gemeinschaften, Freikirchen und Sekten überlassen worden. Mit gruppenspezifischen Klimmzügen suchen wir in jüngster Zeit dieses Manko auszugleichen, leider aber auf ungeistliche und folglich zum Scheitern verurteilte Art und Weise. Der Nachholbedarf ist und bleibt über alles Maß hinaus groß.